

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 36

Artikel: Gold

Autor: Tolstoi, Leo

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unten erwartete mich, wie am Vorlage, Eveline im Wagen.

„Nun? Was hat er gesagt?“

„Er hat gesagt, daß ich krank bin.“

Und ich brach in Tränen aus.

Welch unbeschreibliche Qual, unter dem Alpdruck einer gräßlichen Verurteilung zu leben! Am Morgen aufzuwachen und sich, noch bevor man die Augen öffnet, mit banger Unruhe zu fragen: „Was erwartet mich Neues, Ungewisses, Schmerzliches?...“ Und dann plötzlich aufzufahren und sich zu erinnern!

Aufstehen, sich rühren, ausgehen, heimkommen, immer mit derselben fixen Idee; die anderen beobachten, wie sie sorglos ein- und ausgehen, sprechen und sich bewegen; während man sich fragt: Ist unter diesen Menschen vielleicht auch einer, der dasselbe Uebel hat? Ueberall — in Gesprächen, die man führt, in den Büchern, die man liest — immer und immer nur Zusammenhänge mit der Tragödie der Krankheit zu suchen! Immer horchen, immer lauern, um irgend ein Symptom der Besserung oder Verschlimmerung aufzufangen! Forschen, in den Augen der anderen, ein Aufblitzen des Mitleids oder des Schreckens beobachten!

Heute in verzweifeltem Gebete niedersinken, morgen in verzweifelter Empörung die Fäuste gegen den Himmel ballen!

Sich tausendmal im Tage sagen: Als ich noch gesund war, wieso war ich nicht glücklich, wahnhaftig glücklich? Als ich mich noch wohl fühlte, wie konnte ich wegen nichtiger Ursachen leiden, mich aufregen, mich ärgern? Mir dies und jenes zu Herzen nehmen?

Und in schlaflosen Nächten aufstehen und im Hause herumirren und das Bedürfnis fühlen, alle zu weden, um sie mit seiner Qual zu quälen. Für andere weder Liebe noch Mitleid, noch Nachsicht empfinden, sondern sich in ein grenzenloses Mitleid mit sich selbst einspinnen! Finden, daß alle grausam, alle selbstsüchtig, alle schlecht sind, weil sie schlafen, weil sie essen, weil sie sprechen, weil sie leben..., während man selbst, in seine Verzweiflung eingeschlossen, schaudernd den Tod erwartet...

So lebte ich... Wie lange? Ich weiß es nicht. Tage, die Jahre schienen; Nächte, die sich dehnten, wie die Ewigkeit.

Die einzige Freude, das einzige Licht in der düsteren Verzweiflung jener Stunden, die einzige Trösterin war... Eveline! Voll zarter Sorge, unermüdlich, selbstvergessen, war sie mir mehr als eine Pflegerin, als eine Schwester. Ihr geduldiges Wachen an meiner Seite tat mir wohl wie ein mildes, ewig brennendes Licht.

Eines Morgens, in aller Frühe, wurde mir eine Botschaft von Doktor Hilgard überbracht. Es waren nur drei Worte: „Kommen Sie sofort!“

Im höchsten Grade verwundert, wankend, stand ich auf. Eveline, die noch mehr zitterte als ich, half mir beim Ankleiden. Wenige Augenblicke später betrat ich das Arbeitszimmer des Arztes.

Er sprang auf und eilte mir entgegen. Sein Gesicht war fahl und seine Hände zitterten.

„Gnädige Frau, es ist ein Irrtum unterlaufen, ein fürchterlicher Irrtum. Die Diagnose, die ich stellte, bezog sich nicht auf Sie. Mein Chemiker hat einen ungeheuerlichen Fehler begangen, er hat die Phiole verwechselt... Sie sind gesund, vollkommen gesund...“

Ein Schwindel erfaßte mich. Im Taumel der Freude, die mich erfüllte, fuhr mir blitzschnell ein Gedanke durch den Sinn: die Erinnerung an jene Frau mit den roten Haaren..., an ihr vor Freude verklärtes Gesicht. So war... sie es?

Ich schluchzte auf. „Ah, jene arme Frau, die so glücklich war...“

Der Doktor warf mir einen undefinierbaren Blick zu. „Wir werden auch sie heilen“, sagte er mit etwas verschleierter Stimme. Dann, als er seinen Blick auf mein vom Leiden verwüstetes Gesicht richtete, schrie er fast auf: „Meine arme, liebe, gnädige Frau! Wie werde ich je die vielen, schrecklichen und unnützen Qualen, die sie erlitten haben, gutmachen können?“

Ich fühlte, wie mich eine Ohnmacht erfaßte. Ich fand nur noch die Kraft, die drei Worte zu stammeln:

„Verzeihen Sie Eveline!“

Dann verlor ich die Besinnung.

Gold.

Skizze von Leo Tolstoi.

Vor langer Zeit lebten unweit Jerusalem zwei Brüder, der ältere hieß Afanazij, Joann der jüngere. Sie lebten auf einem Berge bei der Stadt und nährten sich von dem, was ihnen die Leute gaben. Ihre Tage verbrachten die Brüder mit Arbeit; nicht für sich, sie arbeiteten für die Armen. Zu Menschen, die unter der Last ihrer Arbeit seufzten, zu Kranken, Waisen und Witwen gingen sie, verrichteten Arbeit und schieden ohne Zahlung zu nehmen. So verbrachten die Brüder die ganze Woche getrennt voneinander und kamen nur jeden Sonnabend Abend in ihrer Behausung zusammen, verlebten den Sonntag gemeinsam, beteten und unterhielten sich. Und Gottes Engel kam herab zu ihnen und segnete sie. Am Montag gingen sie wieder auseinander, jeder nach seiner Seite. So lebten die Brüder viele Jahre und jede Woche kam der Engel zu ihnen und segnete sie.

An einem Montag, als sie nach verschiedenen Seiten zur Arbeit gingen, tat es Afanazij leid, sich von dem geliebten Bruder zu trennen, weshalb er stehen blieb und zurückblieb. Auch Joann blieb stehen, hielt eine Hand vor die Augen und sah aufmerksam auf eine Stelle; dann näherte er sich derselben, sprang aber plötzlich, als ob ein wildes Tier ihm nachsetzte, von Berg zu Berg. Afanazij war sehr verwundert und ging zu dieser Stelle, um in Erfahrung zu bringen, worüber sein Bruder in solchen Schrecken geraten sei. Wie er nahe kommt, sieht er: es blüht etwas in der Sonne; und wie er angelangt ist, sieht er auf dem Grase, als ob es mit einem Maß ausgeschüttet wäre, einen Haufen Gold.

Worüber mag er sich erschreckt haben und weshalb ist er fortgelaufen? dachte Afanazij. Im Golde ist keine Sünde. Die Sünde ist im Menschen. Mit Gold kann man Unheil vollbringen, aber man kann auch Gutes tun — wie viele Waisen und Witwen kann man ernähren, wie viele Nächte kleiden, wie vielen Dürftigen und Kranken kann man mit diesem Golde Beistand leisten! Wir dienen freilich jetzt auch den Menschen, aber unser Dienst ist gering nach unserer geringen Kraft, mit diesem Golde jedoch können wir den Menschen ersprießlicher dienen.

Afanazij wollte das alles dem Bruder sagen, Joann aber befand sich bereits außer Gehörweite, fern auf dem anderen Berge war er wie ein Käferchen zu sehen.

Und Afanazij nahm sein Oberkleid ab, schüttete Gold hinein, wie viel er zu tragen Kraft hatte, packte es auf die Schulter und trug es in die Stadt; er trat in ein Wirtshaus, übergab dem Wirt das Gold und ging, das übrige zu holen. Als er den ganzen Fund beisammen hatte, erhandelte er von den Kaufleuten Baustellen in der Stadt, kaufte Steine und Bauholz, nahm Arbeiter an und baute drei Häuser: ein Asyl für Witwen und Waisen, ein Siechenhaus, eine Herberge für Pilger und Bettler. Und er fand drei fromme Greise; dem einen vertraute er die Aufsicht über das Asyl an, über das Siechenhaus dem zweiten, dem dritten über die Herberge. Dreitausend Goldstücke blieben ihm noch übrig und er gab jedem der Greise ein Tausend,

um den Notleidenden an die Hand zu gehen. Die drei Häuser füllten sich bald mit Insassen und die Leute lobten Afanazij für alles, was er getan. Und so groß war seine Freude darüber, daß er Lust verspürte, die Stadt nicht mehr zu verlassen. Weil er aber seinen Bruder liebte, nahm er Abschied. Kein einziges Goldstück hatte er für sich behalten, in derselben alten Kleidung, in welcher er gekommen war, machte er sich auf den Rückweg.

Wie er sich dem Berge nähert, geht es ihm durch den Sinn: der Bruder hat es nicht recht erwogen, daß er vom Golde sich abwendete und davonlief — habe ich nicht besser getan?

Als er so gedacht hatte, sieht er plötzlich am Wege jenen Engel stehen, welcher den Bruder und ihn gesegnet, und finster auf ihn blicken. Starr stand Afanazij da und fragte nur: „Wofür, Herr?“

Und der Engel öffnete die Lippen und sagte:

„Weihe von hinnen, du bist nicht würdig, mit deinem Bruder zu leben. Der eine Sprung deines Bruders gilt mehr als alle Taten, welche du mit dem Golde getan hast.“

Afanazij sprach davon, wie vielen Armen und Pilgern er Nahrung gereicht, wie viele Waisen er verpflegt habe. Und der Engel redete zu ihm:

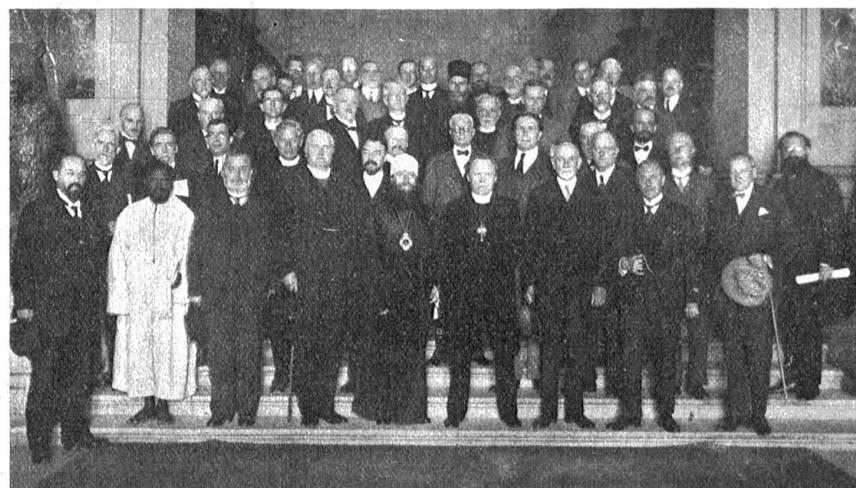
„Derselbe Teufel, welcher das Gold niederlegte, um dich zu verführen, hat dich auch diese Worte gelehrt.“

Afanazij schlug das Gewissen und er begriff, daß er seine Taten nicht zu Gottes Preis getan, und er weinte und bereute.

Da trat der Engel aus dem Wege und gab die Straße frei, auf welcher Ioann, seinen Bruder erwartend, stand.

Seit dieser Zeit gab sich Afanazij nicht mehr der Verführung des Teufels hin, der das Gold ausgeschüttet hatte, und erkannte, daß man nicht durch Gold, sondern nur durch Arbeit Gott und den Menschen dienen könne.

Und die Brüder lebten zusammen wie früher.



Die Teilnehmer an der Weltkirchen-Konferenz in Bern (26.—31. August 1926). (Phot. C. Jost, Bern.)
Bordere Reihe von links nach rechts: 1. Prof. Deizmann, Berlin. 2. Sadhu Nelson, Indien. 3. Erzbischof von Thiatira. 4. Lordbischof von Winchester. 5. Erzbischof Dionysios von Warschau. 6. Erzbischof Soederblom, Schweden. 7. Dr. Brown, Amerika. 8. Präsident Dr. Kapler, Berlin. 9. Konsul Walbaum, Rumänien. 10. Erzbischof Stephan, Bulgarien.

den fremden Gästen Indier im Burnus und dunkelfarbige Vertreter der afrikanischen Christenheit.

Schon diese buntfarbige Vielgestaltigkeit und weitgezogene Internationalität der Konferenz rechtfertigt das große Interesse der bernischen Öffentlichkeit an den Verhandlungen und den Arbeiten der Kirchenmänner. Noch mehr aber muß das Programm der Stockholmer Konferenz und ihrer Berner Fortsetzung die Öffentlichkeit nicht nur der Schweiz, sondern der ganzen Welt interessieren. Hierüber ein kurzes Wort.

Die Männer der Stockholmer Konferenz konnten in Bern nicht genug betonen, wie lieb und wert ihnen die Schweiz sei als Vorbild einer staatlichen Konföderation von drei Nationen, die gleiches Recht und gleiche Geltung besitzen und darum auch friedlich miteinander leben. Sie betrachteten ihre Aufgabe gerade darin, einen ähnlichen Zustand des brüderlichen Zusammenlebens unter den Konfessionen zu schaffen.

Etwas spät hat die christliche Kirche die Notwendigkeit dieses Zusammenschlusses aller Bekenntnisse zu gemeinsamer Arbeit am Wohle der Menschheit, insonderheit zur Bekämpfung des Krieges, erkannt. Sie stand in Gefahr, von den weltlichen Institutionen überholt zu werden. Denn schon bestehen eine Reihe zwischenstaatliche Organisationen und Völkerverbündungen, wie der Genfer Völkerbund, um nur das uns nächstliegende Beispiel zu nennen.

Noch kommt die Kirche nicht zu spät. Noch läuft sie nicht Gefahr, die Arbeit schon gemacht vorzufinden. Der Weltvölkerbund, der alle Kriege unmöglich macht und alle Ungerechtigkeiten im internationalen Zusammenleben ausschließt, existiert noch nicht.

Aber auch die Einheitsfront der christlichen Kirche besteht noch nicht; noch steht die römisch-katholische Kirche abseits; noch erkennt sie die Existenzberechtigung anderer Bekenntnisse außerhalb der alleinseligmachenden allgemeinen christlichen Kirche, deren Haupt der Papst zu Rom ist, nicht. Wer historisch abschätzt, erkennt, daß noch viel, sehr viel Wasser ins Meer fließen wird, bis Rom sich mit den Männern von Stockholm und Bern an einen Tisch setzen wird. So ist auch von dieser Seite dafür gesorgt, daß das staatsbürgerliche Beispiel der Schweiz nicht so rasch zur Welteinrichtung wird.

Inzwischen will der Fortsetzungsausschuß und will sein Exekutivkomitee unter der Parole „Life and Work“ das in Stockholm begonnene große Werk des Zusammenschlusses aller christlichen Bekenntnisse weiterführen. Die Konferenz von Bern hat beschlossen, ein sozialwissenschaftliches

Zur Berner Weltkirchen-Konferenz.

Man weiß, daß letztes Jahr in Stockholm eine Weltkirchenkonferenz tagte, an der außer der römisch-katholischen Kirche alle christlichen Kirchenorganisationen teilnahmen und die einen Fortsetzungsausschuß von 67 und ein Exekutivkomitee von 12 Mitgliedern bestellte. Dieser Fortsetzungsausschuß und dieses Exekutivkomitee haben nur vom 26.—31. August in Bern getagt, präsidiert von Erzbischof Soederblom aus Schweden und von Lordbischof von Winchester aus England. Der Bundesrat hatte der Konferenz den Ständeratsaal zur Verfügung gestellt, und die zirka 80 fremden Gäste wurden in der vom Diaconissenhaus in Bern fürzlich gepachteten Villa Favorit beherbergt und verpflegt.

Die Konferenz wurde eingeleitet durch eine Vorfeier im Münster am Sonntag, den 22. August, an der ein weiteres Berner Publikum die hervorragenden Männer der Stockholmer Konferenz, dieses neuzeitlichen ökumenischen Konziliums, kennen lernen durfte. Diese öffentliche Feier im Münster wurde wiederholt am Donnerstag und Sonntag. So viele markante Führer der christlichen Kirchen aller Welt hat die Kanzel des Berner Münsters kaum je nacheinander getragen. Außer dem genannten schwedischen und dem britischen Kirchenhaupten redeten da droben der dänische Bischof Osterfeld, der griechisch-orthodoxe Bischof Stephan aus Sofia, der Franzose Prof. Dr. Wilfred Monod, der Vertreter der orientalischen Christen, Erzbischof Germanos, der Amerikaner Dr. Brown und wie die Grüßen alle heißen. Man sah unter